



ANDREW TAYLOR

DIE VIER
LETZTEN
DINGE

Weltbild

Ein Kind verschwindet, und die Botschaften, die die verzweifelten Eltern erreichen, sind ebenso grässlich wie zunächst rätselhaft. Doch alle beziehen sich auf die vier letzten Dinge, als da sind: Tod und Gericht, Himmel und Hölle ...

»Andrew Taylor ist ein Meister im Beschreiben der quälenden Leidenschaften, die sich hinter konventionellen Fassaden verbergen. In seinem Roman Die vier letzten Dinge erweist er sich als feinfühligere Erforscher menschlicher Gefühle ... Ein packender, schockierender psychologischer Thriller.« Val McDermid

Roth-Trilogie

1. Die vier letzten Dinge
2. Das Recht des Fremdlings
3. Eine Messe für die Toten

Andrew Taylor

Die vier letzten Dinge

Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann

Weltbild

Der Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth-Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

www.andrew-taylor.co.uk

Die englische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel The Four Last Things bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2000 by Paul Zsolnay Verlag, Wien

Übersetzung: Renate Orth-Guttmann

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-650-4

Für Caroline

»... Ich glaube auch nicht, das ich gehörig von dem Tode denke, wen ich einen Hirnschädel betrachte, oder ein Todtengerippe betrachte ... Ich habe dannenhero den gewöhnlichen Denkspruch: Gedenke ans Sterben dergestalt erweitert, das er nun eher die Eigenschaft eines christlichen Denkspruchs hat: Gedenke an die vier letzten Dinge, an die vier Dinge, denen Niemand entgehen kan, an den Tod, das Gerichte, den Himmel, die Hölle.«

SIR THOMAS BROWNE, Religio Medici (1642), Erster Teil, Abschnitt 45 (zitiert nach der Übersetzung von Georg Venzky, Prenzlau und Leipzig 1746)

PROLOG

»Kurz, wir sind alle Misgeburten, d. i. ein Geschöpf, das aus einem Menschen und Vieh zusammengesetzt ist ...«

Religio Medici I, 55

Eddie glaubte an den Weihnachtsmann. Schon von jeher. Sein Kinderglauben war naiv und unreflektiert gewesen, er hatte länger daran festgehalten als seine Altersgenossen und sich nur ungern von ihm getrennt. An seine Stelle war eine andere Überzeugung, ein anderer Weihnachtsmann getreten, der weniger scharf konturiert war als der erste und deshalb auch weniger angreifbar.

Bei seinem neuen Weihnachtsmann handelte es sich um eine private Gottheit, eine Quelle kleiner Wunder und unerwarteter Freuden. Und diesem Weihnachtsmann – wem sonst? – verdankte er Lucy Appleyard.

Lucy stand im Garten hinter Carla Vaughans Haus. Eddie war auf dem Weg im Schatten, Lucy aber neben einem erleuchteten Fenster, ein Irrtum war ausgeschlossen. Es regnete, und in ihrem dunklen Haar hingen Wassertropfen, die wie Perlen glänzten. Es war, als warte sie auf ihn. Ein vorgezogenes Geschenk, dachte er, in Weihnachtspapier eingewickelt. Er ging näher heran und blieb vor dem Tor stehen.

»Hallo«, sagte er sanft und leise. »Hallo, Lucy.«

Sie antwortete nicht und hatte offenbar auch nicht registriert, dass er sie beim Namen genannt hatte. Geradezu erschreckend, diese Selbstsicherheit. Er war nie so gewesen und würde nie so sein. Einen langen Moment schauten sie sich unverwandt an. Eddie sah, dass sie den Mantel anhatte, den sie meist für draußen trug, etwas Grüngestepptes mit Kapuze. Er war ihr zu lang, sie wirkte darin jünger, als sie war. Die Hände, die unter den Manschetten fast verschwanden, hatte sie ineinandergelegt. Er hatte den Eindruck, dass sie etwas festhielt. An den Füßen trug sie die roten Cowboystiefel. Die Hintertür war zu. Im Haus brannte Licht, aber man sah keine Bewegung. Eddie war ihr noch nie so nah gewesen. Wenn er sich vorbeugte und die Hand ausstreckte, konnte er sie anfassen.

»Bald ist Weihnachten«, sagte er. »Nur noch dreieinhalb Wochen.«

Lucy warf den Kopf zurück. Vier Jahre, und schon groß im Kokettieren.

»Hast du dem Weihnachtsmann geschrieben, was du dir wünschst?«

Sie sah ihn groß an, dann nickte sie.

»Und was willst du von ihm haben?«

»Viele Sachen.« Sie sprach gut für ihr Alter, die Artikulation war klar, die Stimme schön moduliert. Sie sah zu dem erleuchteten Fenster zurück. Jetzt erkannte er, was sie in der Hand hatte. Eine Geldbörse, die der Größe nach kaum ihr gehören konnte. Sie wandte sich wieder zu ihm um.

»Wer bist du?«

Eddie strich sich über den Bart. »Ich arbeite für den Weihnachtsmann.« Es gab eine lange Pause, und er überlegte, ob er zu weit gegangen war. »Was meinst du wohl, wie er in all diese Häuser kommen soll?« Er deutete über die Häuserzeile hin, auf die lange Reihe der Dächer und Kamine, Gartenschuppen und Satellitenschüsseln. Zwei

Häuserzeilen waren hier Rücken an Rücken gebaut, und Eddie stand auf dem Weg, der zwischen den zwei Reihen handtuchschmaler Gärten verlief.

Lucys Blick folgte seiner Handbewegung, wobei sie wie eine kleine Ballerina mit einem Fuß auf den Zehenspitzen balancierte. Sie zuckte die Schultern.

»Überleg doch mal. Millionen von Häusern in ganz London, in der ganzen Welt.« Er sah, dass ihre Gedanken arbeiteten, die Augen wurden immer größer. »Mit Schornsteinen ist nicht mehr viel zu machen, heutzutage hat doch kaum jemand mehr ein richtiges Kaminfeuer. Aber er hat andere Möglichkeiten, rein- und rauszukommen. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Es ist ein Geheimnis.«

»Ein Geheimnis«, wiederholte sie.

»In den Wochen vor Weihnachten schickt er mich und ein paar andere los, damit wir auskundschaften, wo es Probleme gibt, wie man am besten reinkommt.«

Sie nickte. Ein intelligentes Kind, dachte er: Sie hatte sich schon in die Probleme des Weihnachtsmannes und seine Aktivitäten hineingedacht. Er erinnerte sich an seine eigenen Versuche, mit dem Thema umzugehen. Wie schaffte es ein beleibter Herr mit einem großen Sack auf dem Rücken, am Weihnachtsabend in all diese Häuser zu kommen? Wie kriegte er das ganze Spielzeug in den Sack? Warum sahen die Eltern ihn nicht? Die Schwierigkeiten ließen sich nur lösen, wenn man ihm magische oder zumindest übernatürliche Kräfte zuschrieb. So weit war Lucy noch nicht. Sie mochte sich ihre Gedanken machen, aber noch fehlten ihr die Voraussetzungen, ihre Zweifel bis zum logischen Abschluss weiterzuführen. Sie war noch im Glaubensalter. Mit einem Tatbestand konfrontiert, den sie nicht verstand, ging sie automatisch davon aus, das Nichtverstehen müsse an ihr liegen.

Eddies Haut prickelte. All seine Sinne waren hellwach und nicht nur auf Lucy, sondern auch auf die umliegenden Häuser und Gärten konzentriert. Es war früher Abend; in dieser Jahreszeit, an der Grenze vom Herbst zum Winter, wurde es früh dunkel. Es war ein rauer Tag gewesen, düster und feucht. Er hatte, seit er in den Weg eingebogen war, keine Menschenseele gesehen.

In der Ferne rauschte der Verkehr vorbei. Über dem leisen, beharrlichen Dröhnen, das Discobässen glich, erhob sich fernes Sirenengeheul, vermutlich auf der Harrow Road, aber hier war alles ruhig. London war voll von diesen überraschenden Inseln der Stille. Die Straßenbeleuchtung ging an und der Himmel über den Dächern leuchtete nun in fahlem Gelb.

»Willst du raus?« Eddie begriff sofort, dass er das Falsche gesagt hatte. Wieder sah Lucy zum Haus hin, als wollte sie die Entfernung zwischen sich und der Hintertür abschätzen. Und gleich darauf begriff er noch etwas: Vielleicht galt ihre Angst nicht ihm, sondern einer aufgebrauchten Respektsperson hinter der Tür.

»Schöner Abend zum Spaziergehen«, platzte er heraus. Die Bemerkung schien, so blöd sie klang, Lucy zu beruhigen. Sie wandte sich wieder ihm zu und sah ihn forschend an.

Er legte die Arme auf das Gartentor. »Du willst also raus?« Eine höfliche Frage, wie sie ein Erwachsener einem anderen stellen würde.

Wieder warf sie den Kopf zurück, doch diesmal wirkte die Bewegung eher

herausfordernd. »Ich geh zu Woolworth.«

»Was willst du kaufen?«

»Eine Trick... eine Trick...« Sie kam nicht auf das Wort, fand aber schnell Ersatz. »Einen Zauberkasten. Damit ich Kunststücke machen kann. Ich hab meine Geldbörse dabei.« Sie streckte ihm das handfeste Rechteck hin, das für eine Handtasche, nicht eine Kleidertasche gemacht und nicht für ein Kind, sondern für einen Erwachsenen gedacht war.

Eddie holte tief Luft. Plötzlich machte ihm das Atmen Mühe. Immer kam ein Punkt, an dem man die Grenze zwischen dem gerade noch Erlaubten und dem Verbotenen überschritt. Angel legte größten Wert auf sorgfältige Vorbereitung, auf strikte Befolgung eines Plans, weil dann, wie sie sagte, niemand zu Schaden kam. Alles, was nach Improvisation aussah, war ihr verhasst. Bei dem Gedanken an ihre Reaktion blieb ihm fast das Herz stehen.

Aber wie konnte er sich so eine Chance entgehen lassen? Lucy bot sich ihm geradezu an, war gleichsam sein Weihnachtsgeschenk. Konnte man sich ein schöneres vorstellen? Aber wenn nun jemand sie sah? Er hatte Angst, und in die Angst mischte sich Begehren.

»Ist es weit?«, fragte Lucy. »Woolworth, meine ich.«

»Nicht sehr. Willst du jetzt hin?«

»Vielleicht.« Wieder sah sie zum Haus zurück. »Das Tor ist zu. Es hat einen Riegel.«

Das Tor war etwa einen Meter zwanzig hoch. Eddie langte mit der Hand hin und tastete nach dem Riegel. Er musste ein paarmal ruckeln, ehe er sich bewegte, für ein Kind in Lucys Alter saß er – selbst wenn sie ihn zu fassen bekommen hätte – zu fest. Dann endlich ein metallisches Klicken – es war geschafft. Er verspannte sich in Erwartung aufspringender Türen, an den Fenstern auftauchender Gesichter, bellender Hunde, zorniger Fragen. Lucy stand ganz still da, auch sie wartete wohl. Die gemeinsame Spannung machte sie zu Kameraden.

Eddie gab dem Tor einen Stoß. Es schwang mit einem Knarren, das wie ein lang gezogener Seufzer war, nach innen. Lucy trat zurück. Ihr Gesicht war blass, konzentriert, undeutbar.

»Kommst du?« Eddie wandte sich halb ab, auf gar keinen Fall durfte er jetzt bedrohlich wirken. »Ich nehme dich in meinem Van mit, wenn du willst. In ein paar Minuten sind wir wieder da.«

Lucy sah wieder zum Haus hin.

»Wegen Carla brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Bis sie was merkt, bist du wieder zurück.«

»Kennst du Carla?«

»Aber ja.« Hier hatte Eddie schon eher festen Boden unter den Füßen. »Ich hab dir doch gesagt, dass ich für den Weihnachtsmann arbeite. Er weiß alles. Ich hab dich gestern mit ihr in der Bücherei gesehen, weißt du noch? Ich hab dir zugeblinzelt.«

Lucys Schweigen hatte sich verändert, war voller Neugier, vielleicht Erleichterung.

»Und am Sonntag hab ich dich in St. George gesehen. Deine Mama heißt Sally, und dein Papa heißt Michael.«

»Die kennst du auch?«

»Der Weihnachtsmann kennt alle.«

Sie zauderte noch immer. »Carla wird böse sein.«

»Unsinn. Sie wird weder dir noch mir böse sein, wenn sie dieses Jahr

Weihnachtsgeschenke haben will.«

»Carla wünscht sich zu Weihnachten den Hauptgewinn im Lotto, ich hab sie gefragt.«

Eddie machte einen Schritt, blieb stehen, drehte sich um und streckte Lucy die Hand hin. Ohne noch einmal zurückzusehen, schob sie sich durch das geöffnete Tor und legte ihre Hand in die seine.

EINS

»Wer mus nicht mit der erbärmlichen Absicht solcher Leute, die selbst an sich Hand anlegen und sich umbringen, Mitleiden haben? Der Teufel täte desgleichen, wen es in seiner Macht wäre.«

Religio Medici I, 51

1

»Gott wandelt sich nicht«, sagte Diakonin Sally Appleyard. »Aber wir wandeln uns.«

Sie hielt inne und sah in die Kirche hinunter. Nicht, dass sie stecken geblieben wäre oder Angst gehabt hätte: Es war die Zeit selbst, die unvermittelt gelähmt war. Da die Zeit nicht von der Stelle kam, war alle Zeit gegenwärtig.

Schon als Kind hatte sie diese Attacken gehabt, allerdings waren sie, seit sie das Jugendalter hinter sich gelassen hatte, seltener geworden; oft kamen sie kurz vor Beginn einer emotionalen Erschütterung. Gekennzeichnet waren sie durch ein traumgleiches Gefühl des Unvermeidlichen – vergleichbar, vermutete Sally, den Vorboten eines epileptischen Anfalls. Nicht ausgeschlossen, dass es eine spirituelle Gabe war, die Sally allerdings eher als lästig empfand und in der sie keinen konkreten Nutzen zu entdecken vermochte.

Ihre Nervosität war verflogen. Typischerweise herrschte tiefe Stille. Niemand hustete, die Babys schliefen, und die Kinder verhielten sich ruhig. Selbst der Verkehrslärm war verhallt. Die Augustsonne fiel in einem erstarrten Wasserfall aus Licht durch die Fenster des Südschiffes und die Südfenster der Empore. Sie wusste mit absoluter Sicherheit, dass etwas Schreckliches geschehen würde.

Die beiden Menschen, die Sally am meisten auf dieser Welt liebte, saßen in der zweiten Reihe von vorn, fast unmittelbar unter ihr. Lucy saß auf Michaels Schoß und sah mit gekrauster Stirn zu ihrer Mutter hoch. Neben ihr lagen ein Buch und eine kleine Stoffpuppe, die Jimmy hieß. Michaels Kopf erhob sich knapp über dem von Lucy. Wenn man sie so nah beieinander sah, konnte man an der Verwandtschaft nicht zweifeln: Die Ähnlichkeit war deutlich zu sehen und widersetzte sich jeder Analyse. Michael hatte die Arme fest um Lucy gelegt. Er sah an der Kanzel und dem Seitenaltar vorbei, hoch zum Chor und zum früheren Hochaltar. Er hat ein trauriges Gesicht, dachte sie. Warum merke ich das erst jetzt?

Derek konnte sie nicht sehen, ohne den Kopf zu wenden. Aber sie wusste, dass er sie aus seinen hellblauen, von langen sandfarbenen Wimpern umrahmten Augen ansah. Derek beunruhigte sie, weil sie ihn nicht mochte. Derek war der Hauptpfarrer der Gemeinde, ein dünner, beneidenswert beredter Mann mit leuchtend rosafarbener Kopfhaut und fast weißblondem Haar.

Die meisten anderen Gesichter waren ihr fremd. Bestimmt überlegen sie jetzt, warum

ich so dastehe, dachte Sally, obgleich sie aus Erfahrung wusste, dass diese Momente außerhalb der Zeit stattfanden. In gewissem Sinne waren alle anderen eingeschlafen, nur sie war wach.

Der Druck verstärkte sich. Sie hätte nicht sagen können, ob es ein Druck von innen oder von außen war, aber das spielte auch keine Rolle. Sie schwitzte, und die ordentlich ausgedruckten Notizen für ihre Predigt blieben an ihren feuchten Fingern kleben.

Wie immer in solchen Momenten schlug ihr das Gewissen. Sie sah auf ihren Mann und ihre Tochter herunter und dachte: Wäre ich stark genug im Geiste, müsste ich dem ein Ende machen oder es zu etwas Konstruktivem nutzen können. Verzweiflung schwemmte über sie weg.

»Dein Wille geschehe«, sagte sie oder meinte sie zu sagen. »Nicht der meine.«

Als wären diese Worte ein Signal, kam die Zeit wieder in Bewegung. Ziemlich weit hinten in der Kirche erhob sich eine Frau. Sally Appleyard wappnete sich. Jetzt, da das kam, was sich angekündigt hatte, ging es ihr besser. Alles war besser als das Warten.

Sie sah das Kirchenschiff hinunter. Die Frau, in den Sechzigern oder Siebzigern, war klein und schmal, sie trug einen schmutzigen beigefarbenen Regenmantel, der ihr zu groß war, und drückte eine Plastiktüte an die Brust, als sei es ein Baby. Auf dem Kopf hatte sie eine schwarze Baskenmütze, die sie bis über die Ohren heruntergezogen hatte. Unter dem Rand der Mütze sah ein fransiger fettig-grauer Pony hervor. Es war ein warmer Tag, aber die Frau sah verhutzelt, grau und verfroren aus.

»Teufelin! Gotteslästerin! Abtrünnige!« Die Frau blickte unverwandt Sally an, und selbst auf diese Entfernung erkannte man den Speichel, der aus ihrem Mund sprühte. Eine gebildete Stimme, leise und eintönig. »Gottlose Metze. Hure von Babylon. Tochter Satans. Gott verdamme dich und die Deinen.«

Sally schwieg. Sie sah die Frau groß an und versuchte, für sie zu beten. Selbst diejenigen, die nicht an Gott glaubten, gaben gern ihm die Schuld an den Unzulänglichkeiten ihres Lebens. Gott war schwer zu finden; da waren seine Statthalter ein willkommener Ersatz.

Die Lippen der Frau bewegten sich noch immer. Sally versuchte, sich dem Strom zunehmend obszöner Verwünschungen zu verschließen. Immer mehr Kirchenbesucher, auch Kinder, drehten sich nach der Frau um. Es war nicht recht, dass Kinder so etwas zu hören bekamen.

Sie merkte, dass Michael aufstand, Lucy an Dereks Frau weiterreichte, die in der Bank vor ihm saß, und in den Gang hinaustrat. Sie merkte auch, dass Stella durch das Kirchenschiff nach Westen auf die Frau im Regenmantel zuing. Stella war im Kirchenvorstand, eine hochgewachsene, würdevolle Schwarze, die es nie eilig zu haben schien.

Alles, was Sally sah, selbst Lucy und Michael, erschien ihr nicht nur physisch fern, sondern auch weniger wichtig, und prägte sich ihr nicht tiefer ein als die flackernden Bilder auf einem Fernsehschirm mit ausgeschaltetem Ton. Sie war ganz auf die Frau in Baskenmütze und Regenmantel konzentriert, nicht auf ihr Äußeres oder ihre Worte, sondern auf die tiefere Wirklichkeit dahinter. Mit aller Macht versuchte Sally, zu ihr vorzudringen. Vor ihren Augen stand das Bild einer steinernen Mauer mit einer

Stacheldrahtkrone.

Jetzt waren Michael und Stella bei der Frau angekommen. Wie ein braves Kind die Hand nach den Eltern ausstreckt, so streckte sie die Arme nach ihnen aus, gab eine Hand Michael, die andere Stella. Endlich machte sie den Mund zu, aber ihr Blick hielt noch immer Sally fest. Sekundenlang boten Michael, Stella und die Frau ein Bild, das ihr merkwürdig bekannt vorkam. Es mochte eine Szene aus einem Renaissancegemälde sein, auf dem eine Märtyrerin sich klaglos zum Scheiterhaufen schleppen ließ und vorbei an dem unsichtbaren Gesicht des Künstlers, der dort stand, wo sich ihr Ankläger befinden musste, zu dem ebenso unsichtbaren himmlischen Glanz dahinter blickte.

Das Bild zerstörte sich selbst. Stella griff mit der freien Hand nach der Plastiktüte. Sie und Michael zerrten die Frau aus der Kirchenbank und gingen mit ihr zum Westportal. Ihre Schuhe klapperten auf den bunten viktorianischen Bodenfliesen und hallten auf den Zentralheizungsrosten. Die Frau leistete keinen Widerstand, aber sie drehte und wand sich so lange, bis sie sich seitlich vorwärts bewegte, sodass sie den Kopf wenden konnte und Sally im Blick behielt.

Die schwere Eichentür öffnete sich. Verkehrslärm schwappte in den Kirchenraum. Sally sah flüchtig besonnte Gebäude, schwarze Geländer, blauen Himmel. Die Tür schloss sich mit einem dumpfen, grollenden Dröhnen. Sekundenlang klang es nicht nach einer zufallenden Tür, sondern nach dem Schwirren großer Flügel.

Sally holte tief Luft. Beim Ausatmen trat ihr ein neues Bild vor die Augen: ein gestrenger Engel, glitzernd und bis in alle Einzelheiten scharf durchgezeichnet, der die Flügel spannte, die Flügel spielen ließ. Sie verdrängte das Bild.

»Gott wandelt sich nicht«, wiederholte sie verbissen. »Aber wir wandeln uns.«

Hinterher sagte Derek: »Heutzutage brauchen wir keine Kirchenvorsteher, sondern Rausschmeißer.«

Sally wandte sich um und sah zu, wie er sich im Spiegel der Sakristei das dünner werdende Haar kämmte. »Im Ernst?«

»Wir wären nicht die Ersten.« Sein Spiegelbild lächelte ihr seelsorgerlich-gütig zu. »Natürlich meine ich das nicht so. Aber an diese Unterbrechungen wirst du dich gewöhnen müssen. In Kensal Vale haben wir eine sehr gemischte Gesellschaft. Es ist kein gemütlicher kleiner Vorort.«

Der Hieb galt Sallys letzter Gemeinde, einer vorwiegend von Mittelstand bewohnten Enklave in der Diözese St. Albans. Derek sonnte sich geradezu in den statistischen Zahlen, an denen sich die Heimsuchungen von Kensal Vale ablesen ließen.

»Sie braucht Hilfe«, sagte Sally.

»Mag sein. Ich vermute, dass sie so was schon öfter gemacht hat, uns liegen ähnliche Berichte aus anderen Teilen der Diözese vor. Eine von denen mit dem Tick, dass Frauen nicht auf die Kanzel gehören.« Er steckte den Kamm ein und wandte sich zu Sally um. »Von denen gibt es leider mehr als genug. Wir sollten versuchen, das – oder vielmehr die – mit einem Lächeln zu ertragen. Es gibt hier nämlich weit schlimmere Ärgernisse als verdrehte alte Damen: Betrunkene, Drogensüchtige, Verrückte in allen Sorten und Größen.« Die Zähne, die er zeigte, wenn er lächelte, waren so makellos, dass man versucht war, sie für falsch zu halten. »Das mit den Rausschmeißern wäre eben doch keine so dumme Idee.«

Sally hätte am liebsten gesagt, dass es jammerschade sei, wenn sich nichts Konstruktiveres zustande bringen ließe, verschluckte aber die Bemerkung. Sie war verfrüht. Schließlich hatte sie gerade erst als Seelsorgerin in St. George, Kensal Vale, angefangen. Planstellen für Diakoninnen waren rar, und sie wäre sehr schlecht beraten, Derek gegen sich aufzubringen, noch ehe sie ihren ersten Sonntag hinter sich hatte. Außerdem war ihr Urteil möglicherweise ungerecht.

Sie prüfte ihr Aussehen im Spiegel. Noch immer fühlte sich der Priesterkragen unnatürlich an. Wie lange hatte sie sich das gewünscht, wofür der Kragen stand! Jetzt kamen ihr Zweifel.

Derek war zu erfahren in der Menschenführung, um Abneigung unnötig gären zu lassen. »Deine Predigt hat mir gefallen. Ein schöner Auftakt für deine Arbeit hier. Was meinst du, sollte man vielleicht die Parallelen zwischen dem Feminismus und der Antisklavereibewegung etwas deutlicher herausarbeiten?«

Minuten später folgte ihm Sally durch die Kirche zum Gemeindesaal in der früheren Marienkapelle. Dass die Gemeinde den Umbau letztes Jahr hatte verwirklichen können, war vor allem Dereks Talent für unermüdliche Spendenwerbung zu verdanken. Etwa dreißig Leute waren nach dem Gottesdienst dageblieben, um wässrigen grauen Kaffee zu trinken und ihre neue Seelsorgerin kennenzulernen.

Lucy sah ihre Mutter zuerst. Sie lief quer durch den Raum auf sie zu und klammerte sich

an Sallys Schenkel.

»Ich wollte zu dir«, flüsterte Lucy vorwurfsvoll. Sie hatte ihre Puppe an die Nase gedrückt, ein untrügliches Zeichen für Müdigkeit oder Anspannung. »Ich wollte zu dir. Die blöde alte Frau hat mir nicht gefallen.«

Sally tätschelte Lucy den Rücken. »Ich bin ja da, Schätzchen. Ich bin ja da.«

Stella kam, Michael im Schlepptau, auf sie zu. Sie war um die vierzig und eine gute Frau, wie Sally vermutete, aber sie gehörte zu jenen Menschen, die Gewissheiten feilbieten, Gefallen am Klang ihrer Stimme finden und das Ansehen genießen, das sie dank ihres Amtes in der Gemeinde haben. Michael wirkte wie betäubt.

»Wir haben gerade über Sie gesprochen«, verkündete Stella so stolz, als könnten sich alle Beteiligten diesen Umstand als Verdienst anrechnen. »Großartige Predigt.« Sie bohrte Michael einen langen Zeigefinger zwischen die Rippen. »Nach dieser Leistung übernehmen hoffentlich Sie das Sonntagsessen.«

Sally nahm den Kaffee, den Michael ihr reichte. »Wo ist die alte Frau abgeblieben?«, fragte sie. »Habt ihr rausbekommen, wo sie wohnt?«

Stella schüttelte den Kopf. »Sie hat nur immer gesagt, wir sollten weggehen und sie in Ruhe lassen.«

»Was genau genommen ein Witz war«, sagte Michael zu seinem Kaffeebecher.

»Und dann kam ein Bus«, fuhr Stella fort, »sie ist aufgesprungen, und weg war sie. Ohne sie in den Schwitzkasten zu nehmen, konnten wir nicht viel tun.«

»Sie kommt also nicht regelmäßig hierher zum Gottesdienst?«

»Ich habe sie noch nie gesehen. Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. Geht nicht gegen Sie persönlich«

Lucy zerrte an Sallys Arm, und Kaffee schwappte in die Untertasse. »Sie gehört ins Gefängnis. Sie ist eine Hexe.«

»Sie hat nichts Böses getan«, sagte Sally. »Sie ist nur unglücklich. Man schickt doch niemanden ins Gefängnis, nur weil er unglücklich ist.«

»Unglücklich? Warum?«

»Unglücklich?« Derek Cutter war neben Stella aufgetaucht und fuhr Lucy durchs Haar. »Eine junge Dame wie du dürfte nicht unglücklich sein. Das ist streng verboten.«

Puterrot und verschreckt zog sich Lucy hinter ihre Mutter zurück.

»Sally hat mir erzählt, dass das hier früher die Marienkapelle war«, sagte Michael, um Derek von seiner Tochter abzulenken. »Wie sich die Zeiten ändern.«

»Wir können uns glücklich schätzen, dass wir den Raum einer so nutzbringenden Verwendung zuführen konnten. Und auch noch dem Geist des Raumes gemäß.« Derek winkte einen kleinen Mann mittleren Alters mit wachen Augen und schütterten Cherubslocken heran. »Sally, ich möchte dich mit Frank Howell bekannt machen. Frank, das sind Sally Appleyard, unsere neue Seelsorgerin, und ihr Mann Michael.«

»Detective Sergeant Appleyard?« Howell hatte rot geränderte Augen.

Michael nickte.

»Im Lokalblättchen steht ein Artikel über Ihre verehrte Gattin, da wurde es erwähnt.«

Derek hüstelte. »Wir sind wohl alle mit einem gerüttelten Maß an Neugier geschlagen, jeder auf seine Art. Frank ist Journalist. Freiberuflich.«

Howell schüttelte Stella die Hand. »Da hab ich später mal jede Menge abzubüßen, was?«

»Frank hat mir übrigens gerade erzählt, dass er sich überlegt, ein Feature über St. George zu schreiben. »Die Arbeitsweise der Church of England im heutigen London.«« Dereks Nase zuckte. »Alter Wein in neuen Schläuchen gewissermaßen.«

»Im Grunde ist das schon erstaunlich.« Howell lächelte breit. »Da leben wir nun in einer zunehmend gottlosen Gesellschaft, aber der berühmt-berüchtigte Mann auf der Straße kann von der guten alten Church of England gar nicht genug bekommen.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir da recht geben kann, Frank.« Derek bleckte die Zähne zu einem versöhnlichen Lächeln. »Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir nicht so gottlos sind, wie das in unseren Kreisen zuweilen gern dargestellt wird. Die Besucherzahlen sind gestiegen, ich suche dir gern die Daten heraus. Durch die Evangelischen, das muss ihnen der Neid lassen, hat sich das Blatt gewendet. Wir hier in St. George versuchen, allen etwas zu bieten, haben eine breite, konfessionell nicht festgelegte Sichtweise. Wir betrachten uns als –«

»Ihr macht gute Arbeit, das ist wahr.« Howell sah noch immer Sally an. »Nur – Geschichten, in denen es menschtelt, verkaufen sich eben immer noch am besten. Was zählt, ist der Mensch, stimmt's? Vielleicht können wir uns darüber gelegentlich mal unterhalten.« Er ließ den Blick über den kleinen Kreis der Gesichter gehen. »Alle miteinander, meine ich.«

»Nur zu gern«, antwortete Derek für die anderen. »Ich –«

»Bestens. Ich rufe an und mache was aus.« Howell sah auf die Uhr. »Himmel – so spät schon? Ihr Lieben, ich muss euch lassen.«

Derek sah ihm nach. »Frank hat uns beim Umbau der Marienkapelle sehr unterstützt«, sagte er halblaut zu Sally und tätschelte ihren Arm. »Er hat einen Artikel über die Eröffnungsfeier geschrieben. Zu der ist nämlich der Bischof gekommen.« Plötzlich stellte er sich auf die Zehenspitzen und winkte lebhaft zu seiner Frau hinüber. »Da ist Margaret, sie wollte kurz mit dir sprechen, Sally. Möglicherweise hat sie eine Tagesmutter für dich gefunden. Gehört nicht zur Gemeinde, ist aber eine sehr liebe Frau. Hundertprozentig zuverlässig. Sie heißt Carla Vaughan.«

Auf der Rückfahrt in die Hercules Road führten Michael und Sally vorn im Wagen eine geflüsterte Debatte, während Lucy, auf der Rückbank angeschnallt, »Puff der Zauberdrache« vom Band mitsang. Es war nicht so sehr eine Debatte als ein ausgewachsener Streit, wenn auch mit Glacéhandschuhen.

»Fahren wir nicht ziemlich schnell?«, fragte Sally.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass es so spät werden würde.«

»Ich auch nicht. Der Gottesdienst hat länger gedauert, als ich dachte, und –«

»Es ist wegen des Essens. Ich habe den Backofen ziemlich hoch gestellt.«

Sally dachte daran, wie oft das Essen ungenießbar gewesen war, weil Michael sich aus beruflichen Gründen verspätet hatte. Sie zählte bis fünf, um nicht aus der Rolle zu fallen.

»Diese Carla, Sally, die Tagesmutter –«

»Ja?«

»Mir wär's lieber, wenn wir ein bisschen mehr über sie wüssten.«

»Sie scheint in Ordnung zu sein. Außerdem sehe ich sie mir natürlich an, ehe wir uns entscheiden.«

»Ich wünschte –«

»Was?«

Er gab Gas, als die Ampel schon umsprang. »Ich wünschte, wir kämen ohne sie aus.«

»Das hatten wir doch alles schon mal.«

»Ich bin wohl bei dir von einer flexibleren Arbeitszeit ausgegangen.«

»Dann bist du von was Falschem ausgegangen. Tut mir leid.«

Sie hatte ihn offenkundig nicht nur mit ihren Worten, sondern auch mit ihrem Ton getroffen. »Und was wird mit Lucy?«

»Sie ist auch deine Tochter.« Sally begann, bis zehn zu zählen.

»Ich weiß. Und ich weiß auch, dass wir uns von Anfang an darüber einig waren, dass wir beide arbeiten wollen. Aber ...«

Bei acht war es mit Sallys Fassung endgültig vorbei. »Dir wär's lieber, wenn ich was Vernünftiges geworden wäre, Lehrerin zum Beispiel, stimmt's? Ein sicherer Job, der dich nicht in Verlegenheit bringt. Einer, bei dem man sich Kinder leisten kann. Und am allerliebsten wäre dir natürlich eine, die nur Ehefrau und Mutter ist.«

»Ein Kind braucht die Eltern, mehr sage ich ja gar nicht.«

»Dieses Kind hat zwei Eltern. Wenn du so in Sorge bist –«

»Und was wird, wenn sie mal älter ist? Soll sie als Schlüsselkind herumlaufen?«

»Ich habe meine Arbeit, und du hast deine. Andere Leute kriegen das auch hin.«

»Meinst du?«

Sally sah kurz in den Spiegel der Sonnenblende. Lucy sang noch immer, unter fröhlicher Missachtung der Melodie, aber sie hatte sich Jimmy an die Wange gelegt; sie spürte, dass ihre Eltern sich stritten.

»Hör zu, Michael. Das geistliche Amt ist eine Berufung. Darüber kann ich mich nicht einfach hinwegsetzen.«

Ihr Mann antwortete nicht und nährte damit ihre schlimmsten Befürchtungen. Er nutzte das Schweigen als Waffe.

»Außerdem haben wir das alles vor der Heirat besprochen. Ich weiß, dass wir uns in der Realität schwerer als erwartet tun. Aber wir waren uns einig. Du erinnerst dich?«

Er fasste das Lenkrad fester. »Das war etwas anderes. Da hatten wir Lucy noch nicht. Jetzt bist du ständig müde.«

Unter anderem zu müde zum Sex: Noch ein Grund für Gewissensbisse. Zuerst hatten sie sich einen Witz daraus gemacht, aber selbst die besten Witze wurden einmal schal.

»Darum geht es nicht.«

»Natürlich geht es darum, Liebes«, sagte er. »Du nimmst dir einfach immer zu viel vor.«

Wieder eine Pause. Auf »Puff der Zauberdrache« folgte »Der kleine Au-Au-Autobus«. Lucy trat Aufmerksamkeit heischend im Takt gegen die Lehne von Sallys Sitz. Eigentlich wäre Sallys erster Gottesdienst in St. George ein Grund zum Feiern gewesen. Jetzt fragte sie sich, ob sie für das Amt überhaupt geeignet war.

»Dir wär's lieber, wenn ich nicht ordiniert wäre«, sagte Sally und sprach damit nicht so sehr die Tatsache an sich aus, sondern ihre eigenen Ängste. »Insgeheim findest du Frauen im geistlichen Stand unnatürlich.«

»Das habe ich nie gesagt.«

»Brauchst du auch nicht. Du bist genau wie Onkel David. Los, gib's zu.«

Er sah stur geradeaus und fuhr schneller als erlaubt. Es war ein Fehler gewesen, Onkel David ins Spiel zu bringen. Es war immer ein Fehler, Onkel David ins Spiel zu bringen.

»Komm schon.« Sally hätte ihn am liebsten geschüttelt. »Sag was.«

Den Rest der Fahrt legten sie schweigend zurück. Um die Zeit zu nutzen, versuchte Sally, für die alte Frau zu beten, die sie verflucht hatte. Ihr war, als fielen ihre Gebete in ein schwarzes Loch.

»Dein Wille geschehe«, sagte sie immer wieder in das Schweigen hinein, das in ihrem Innern herrschte, aber die Worte waren nur sinnentleerte Laute. Es war, wie wenn man telefonierte und nicht wusste, ob der Teilnehmer am anderen Ende zuhörte oder überhaupt da war. Sie versuchte sich einzureden, dass daran nur die derzeitige Belastung schuld war. Bald würde der Stress nachlassen und dann würde sie auch wieder eine normale telefonische Verbindung bekommen. Es wäre kindisch, anzunehmen, das Problem sei dadurch entstanden, dass eine alte Frau sie verflucht hatte.

»Scheiße«, sagte Michael, als sie in die Hercules Road einbogen. Irgendjemand hatte ihnen den Parkplatz weggeschnappt.

»Ist doch nicht schlimm«, sagte Sally und hoffte, dass Lucy nichts gehört hatte. »Ein Stück weiter oben ist noch einer.«

Michael parkte den Rover rückwärts ein und schrammte mit dem Hinterrad am Bordstein entlang. Mit klimpernden Schlüsseln wartete er auf dem Gehsteig, bis Sally ihre Tochter und deren Habseligkeiten herausgezogen hatte.

»Was gibt's zu Mittag?«, fragte Lucy. »Ich hab Hunger.«

»Frag deinen Vater.«

»Eintopf. Lamm mit grünen Bohnen.« Michael kochte vorzugsweise das, was er selber

gern aß.

»Iihh! Krieg ich stattdessen Fischstäbchen?«

Die Wohnung befand sich in einem nüchternen Zweckbau aus den Dreißigerjahren. Michael hatte sie vor der Heirat gekauft. Sie bot für eine Person reichlich Raum, war ein behagliches Heim für zwei und gerade noch groß genug, um ein kleines Kind unterzubringen. Als Sally die Haustür aufmachte, begrüßte sie der Geruch nach Angebranntem.

»Scheiße hoch drei«, sagte Michael.